



Glaubenssachen

Sonntag, 14. Februar 2021, 08.40 Uhr

Ästhetische Anbetung

Was ein Besuch im Museum mit einem Kirchengang zu tun hat

Von Wilhelm Schmid

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Eine ausladende Palmenallee führt zu dem monumental aufgeschichteten, kantigen Bau hinauf. Es ist eine Inszenierung in der Bucht von Doha, der Hauptstadt von Katar, mit Blick auf die Hochhauskulisse gegenüber. All das wurde hochgezogen aus dem Sand, in dem 1937 riesige Erdölvorkommen entdeckt wurden. Eine ur-uralte Liegenschaft der Natur: Öl, für mehr als 100 Jahre der elementare Treibstoff der fossilen „Petromoderne“. Den monumentalen Bau hat der chinesische Architekt I. M. Pei entworfen. Drinnen beherbergt das *Museum für Islamische Kunst* seit 2008 Kostbarkeiten aus vielen Jahrhunderten islamischer Kulturen zwischen Indien und Spanien. Beindruckend ist die Sammlung von *Astrolabien*, Sternmessgeräten, die in der griechischen Antike entwickelt, von arabischen Gelehrten perfektioniert und über Spanien wieder nach Europa eingeführt wurden. Die Perfektionierung hatte Gründe: Die Geräte erlaubten an jedem Ort eine genaue Bestimmung der Gebetszeiten und der Position von Mekka, in dessen Richtung im Islam zu beten ist. Was für eine tolle Welt, die solche Präzisionsinstrumente und Kunstwerke schuf!

Mit meiner Frau verliere ich gerne Zeit in Museen. Ihr Ambiente ist uns vertraut, und es vermittelt auch in fremder Umgebung ein Gefühl von Zuhause, wie bei einem Zwischenstopp auf dem langen Weg von Europa nach Asien. In der Außenwelt öffnet sich der Zugang zu einer Innenwelt mit Dingen, die dazu da sind, betrachtet zu werden. Was dabei immer wieder auffällt: In Museen werden sie sogar mit einer Ehrfurcht betrachtet, als handle es sich um sakrale Gegenstände. Die Meditation tritt an die Stelle des Gebets, auch bei uns selbst.

Es ist fast wie bei einem Gang in die Kirche. Eine andere Welt tut sich auf, mindestens eine. Wo wir Zeit verlieren, gewinnen wir neue, individuell und kulturell. Im Spiegel der älteren Zeiten, für die die ausgestellten Dinge stehen, können wir uns selbst im größeren zeitlichen Rahmen sehen und unseren Lebensweg eingliedern in den Weg der Menschheit durch die Epochen. Die zeitliche Dimension zu Bewusstsein zu bringen, ist der Nutzen von Museen für das Leben. Das Bedürfnis nach einer Erweiterung des Blicks erfährt Befriedigung: Woher kommen wir? Auf welche wirksamen Kräfte in der Vergangenheit lassen die Dinge schließen? Welche Kräfte sind jetzt am Werk? Was bedeutet das für uns?

„Heimat ist ein Raum aus Zeit“, behauptete eine filmische Familiengeschichte von Thomas Heise 2019. In Museen ist das auf eigene Weise wahr geworden. Zumindest *geschichtlich* orientierte Museen geben vergangenen Zeiten in gegenwärtigen Räumen eine Heimat. Sie lösen Dinge aus ihrer angestammten Umgebung und retten sie vor dem vorzeitigen Verfall. Ihre Anordnung in den Museumsräumen macht es möglich, über verschiedene Stationen im Raum durch die Zeiten zu wandern. Im größeren Raum der Welt, den wir durchqueren, sind wir froh über die räumlichen Orientierungspunkte, die Museen bieten, und die Orientierung in der Zeit, in der wir ebenfalls unterwegs sind. Und nicht nur wir betrachten das als Bereicherung. Rund um die Welt erfreuen Museen sich wachsenden Zuspruchs.

Das hat mit der Zeit der Moderne zu tun. *Auf Modernisierung folgt Musealisierung*, damit die Vergangenheit zumindest noch mit einigen Restbeständen eine Bleibe in der

vorwärts stürmenden Zeit erhält. Nach der Entwurzelung beginnt die Suche nach den Wurzeln, die in früheren Epochen vermutet werden. Daher das explosionsartige Aufblühen der Museumslandschaft etwa in China. Mit Tausenden neuer Museen versucht eine eigentlich tief in der Geschichte verankerte Kultur sich ihrer Herkunft wieder zu versichern und ihr Werden nachzuvollziehen, etwa im *Suzhou Museum* von 2006 für die 2500-jährige Geschichte der Millionen-metropole Suzhou nahe Shanghai. Es wurde ebenfalls von I. M. Pei entworfen, architektonisch ein Vorausblick auf den Museumsbau in Doha, sein letztes Werk.

Vergangenheit wird durch den Bruch mit einer Gegenwart geschaffen. Etwas wird nicht mehr so gemacht, wie es immer gemacht worden ist. Etwas verändert sich und diese Veränderung macht die Zeit erfahrbar. Jeder Einzelne sorgt selbst für Vergangenheit, wenn er eine vertraute Gegenwart abbricht, den Wohnort wechselt, eine Tätigkeit oder Beziehung beendet. Was bis dahin mit größter Selbstverständlichkeit unmittelbar präsent war, kann fortan mit wachsender zeitlicher Distanz wie von außen betrachtet und als Teil einer Geschichte beschrieben werden. Daher ist es so schwer, die Geschichte der *Gegenwart* zu musealisieren: Es fehlt an Distanz zu ihrer Präsenz. In Museen für Gegenwartskunst sind Dinge ausgestellt, auf deren Gegenwart bereits die Vergangenheit wartet. Bald schon verschwinden sie im Depot, verdrängt von neuer Gegenwart. Wird eine künftige Zeit überhaupt noch Notiz von ihnen nehmen?

Noch schwerer haben es Museen wie das 2019 eröffnete *Futurium* in Berlin, das sich als „Zukunftsmuseum“ versteht. Kaum ist außer der Vergangenheit die Gegenwart musealisiert, trifft dieses Schicksal auch die Zukunft. Zwangsläufig ist das Zukunftsmuseum ein Ort, an dem die Zukunft zur Vergangenheit wird, bevor sie jemals Gegenwart sein konnte. Dass ein solches Museum inauguriert wird, kann nur heißen, dass sich die Zukunfts-zuversicht nicht mehr von selbst versteht. Nach zwei Jahrhunderten Moderne droht das futuristische Feuer zu erlöschen. „Die Zukunft wird seltsam sein“, meint einer, der es wissen muss: Elon Musk, der auch schon Raumflüge privat organisiert. Er präsentierte 2020 den Prototyp eines Neurochip, der Gehirninhalte und Smartphones drahtlos miteinander verbindet. Was aber sollte die Technik in Zukunft können und was lieber nicht? Ein Museum kann lediglich die Möglichkeiten ausstellen, um das Spiel damit und das Nachdenken darüber anzuregen. Ungewiss ist, was *wirklich* wird. Zu viele Faktoren interagieren auf unvorhersehbare Weise, zu viele existieren noch gar nicht.

Eigentlich lässt sich die ehrfürchtige Betrachtung der Dinge auch am modernen Hausaltar zelebrieren, am Computer-Bildschirm. Ein Museum neuer Art ist im 21. Jahrhundert das *Internet*. Es ist ein Museum für die Geschichte aller möglichen Dinge und Phänomene, beispielsweise für Musik. Was jemals komponiert und konserviert wurde, ist überall und jederzeit abrufbar. Für Ausstellungsbesuche ist in digitaler Zeit weder die physische Anwesenheit der Besucher noch die der ausgestellten Dinge erforderlich. Mit der nötigen technischen Ausstattung kann man sich den Objekten von ferne nähern, sie von allen Seiten in Augenschein nehmen und sogar auf sie einwirken, ohne an ihnen irgendetwas zu verändern, seien es ältere Artefakte oder neuere Kunstwerke. Aber es fehlt die *Atmosphäre*, die sich nicht einfach virtualisieren lässt,

ähnlich wie bei einem Gang in die Kirche, der nicht zuhause nachgestellt werden kann. Manch ein Gläubiger wird vielleicht auch das Gefühl haben, beim Besuch einer Kathedrale mit alten Bildern, Statuen und Gegenständen selbst in einem Museum zu sein, in einer Museumskirche sozusagen, an einem Ort, der von einem früheren vitalen christlichen Kulturleben kündigt. Mehr ein staunender Gang durch die Geschichte und weniger durch die Gegenwart christlicher Glaubenskultur.

Anders als bei einem realen Kirchengang oder Museumsbesuch ist mit dem Öffnen einer Website keine umfassende sinnliche Erfahrung verbunden. Keine kompakte Begegnung mit einer anderen Wirklichkeit findet statt. Kein aufregender Zeithorizont wird eröffnet. Kein Erlebnis hinterlässt einen bleibenden Eindruck. Niemand hat mit Kompetenz eine Auswahl von Dingen vorgenommen, niemand stellt Zusammenhänge her. Natürlich kann ich alles selbst recherchieren, aber kann ich es auch umsichtig einordnen? Kaum jemand will sich daher vom Kult des Originals in wirklich erfahrbaren Räumen verabschieden, erst recht nicht, seit die Vorsichtsmaßnahmen während der Coronavirus-Pandemie Gelegenheit dazu boten und bieten, sich in virtuellen Rundgängen zu üben. Ausgerechnet in der virtuellen Welt erwacht der Zauber des Wirklichen neu. Die zeitweilige Schließung der Museen führte und führt vielerorts dazu, auch hier den Wert analoger Erfahrungen zu erkennen und die Wiedereröffnung herbeizusehnen, um der Atmosphäre willen, die sich der Energie einer physischen Präsenz verdankt.

Museen sind keine Ersatzkirchen, aber auch in ihnen repräsentieren die sichtbaren Dinge etwas Anderes, Unsichtbares, Wesentliches, Bleibendes, das die Zeiten transzendiert. Sie verweisen auf die unsterbliche *Energie*, die in überbordender Kreativität und subtiler Kunstfertigkeit zum Ausdruck kommt und in Werken materialisiert wird. Schon im *Mouseion* der Antike, dem Ort der Musen (etwa in Alexandrien), wurde dabei neben Erinnerung und Geschichtsschreibung auch den neueren Entwicklungen in Dichtung, Musik, Gesang, Tanz, Theater, Astronomie, Philosophie und Rhetorik Aufmerksamkeit gewidmet. Ebenso müssen moderne Museen sich nicht darin erschöpfen, nur Aufbewahrungsorte vergangener Akte der Transformation von Energie in Materie zu sein. Sie können Orte der Inspiration sein, dass dies weiterhin möglich ist. Frühere Transformationen machen künftige denkbar. Ein Musentempel neuer Art wird vielleicht das Humboldt-Forum mit seinen Museen im gerade eben wiedererrichteten Berliner Schloss sein.

Wenn das Museum in Doha von außen wie von innen wie ein Sakralbau erscheint, dann aus guten Gründen. Es eignet sich besonders gut zur *ästhetischen Anbetung*, also zu einer Art von Religiosität, die aus der Wahrnehmung und Bewunderung kunstvoller Werke starke Impulse für das eigene Leben gewinnt. Mit dem ehrfürchtigen Blick auf die Dinge nehmen wir sie in aller Ruhe wahr, mit dem Blick an ihnen vorbei hängen wir unseren eigenen Gedanken nach. Nichts steht der Konzentration im Weg. Alles wirkt auf uns: Stehen wir dem Objekt auf Augenhöhe gegenüber oder müssen wir uns hinabbeugen? Fordert es uns auf, näherzutreten (soweit die *Security* es erlaubt), um Details zu sehen? Und was von dem, das wir sehen, spricht uns an? Können wir etwas dabei empfinden, regt es eigene Ideen, Phantasien und Vorstellungen an, oder weist es

sie ab? Werden Erinnerungen an eine Szene, eine Landschaft, ein Gesicht in uns wach? Erschöpft von so viel Input, verweilen wir noch im Museumscafé, das sich zur Akklimatisierung anbietet, bevor wir wieder hinaus müssen in die profane Welt.

Eine quasi-religiöse Verehrung von Dingen zeigt sich ebenso in der *Nostalgie*, die im Leben vieler einen Platz hat. Sie ist Ausdruck einer Sehnsucht, dass die Dinge wieder so sein sollten wie einst. Bis zur Wehmut bezieht sich in der Nostalgie das Heimweh auf eine Wirklichkeit, die voller Energie war, aber nicht mehr da ist. Die *verlorene Zeit* soll mit einer Verklärung zurückgewonnen werden, die das Gefühl einer heimeligen Geborgenheit in der Vergangenheit gewährt, ohne diese wirklich wiederherstellen zu können. Individuell und kulturell werden vereinzelt Museumsstücke in Ehren gehalten, um dem nostalgischen Bedürfnis Genüge zu tun: Mit *Oldies*, die im Radio zu hören sind. Mit der *Jacke*, die ganz hinten im Schrank an alte Zeiten erinnert. Mit *Folklore*, die auch in einer Hightech-Umgebung gepflegt wird.

Nostalgische Verklärung folgt oft auf den Verlust einer Beziehung. Außer Blick gerät alles, was die Erinnerung trüben könnte. Die wohlige oder schmerzliche Wehmut entzündet sich an einem Foto, einem Mitbringsel, einem Notizzettel oder an den gemeinsam geschätzten Songs, die wenigstens auf der Playlist überlebt haben. Es kann ein Flakon sein, der den Wohlgeruch des Anderen für die Ewigkeit konserviert. Eine Wärmflasche erinnert an seine oder ihre Fürsorge, ein Lebkuchenherz an die Lebenswürdigkeit. Eine Fülle von Anschauungsmaterial für solche glorifizierten Dinge bietet das *Museum der zerbrochenen Beziehungen* in Zagreb, vielleicht inspiriert von Orhan Pamuks Roman *Das Museum der Unschuld* von 2008.

Die Nostalgie wird lebbarer, wenn sich zur Wehmut, dass etwas vergangen ist, die Freude gesellt, es erlebt zu haben. Solchermaßen in Erinnerungen zu schwelgen, trägt zur Fülle des Lebens bei. Es ist klüger, eine Vergangenheit auf diese Weise wachzuhalten, statt durch die Verbitterung, die das Ich zum Heimatvertriebenen der Gegenwart macht. Träume von der realen Rückkehr zu einem Früher, als alles noch großartig war, verleiten dazu, die Gegenwart als bloße Verfallsform der Zeit zu betrachten. Die Offenheit für Veränderungen, die sich jetzt vollziehen, und das Verständnis für Jüngere, die in diesem Jetzt ihre Heimat sehen, leiden darunter. Der Verdienst der Nostalgiker liegt immerhin darin, mehr von vergangenen Dingen zu bewahren, als die Euphoriker der Veränderung übriglassen wollen, bis sie, älter geworden, selbst froh sind, anhand bewahrter Dinge ihren Wurzeln nachgraben zu können.

Die Geschichte bietet viele Möglichkeiten, Sinn zu finden. Das spricht dafür, Dinge aus anderen Zeiten zu bewahren, die fast wie in einer Kirche kultisch verehrt werden, und sich für historische Zusammenhänge zu interessieren. Der Faden einer Kontinuität, der aus der Vergangenheit bis in die Gegenwart reicht, stärkt die Selbstgewissheit. Menschen werden ihrer selbst sicherer, wenn sie nicht nur ihren Ort im Raum, sondern auch ihren Moment in der Zeit kennen. Geht der Faden der Kontinuität verloren, erhöht dies die Gefahr zu irrlichtern, eine Desorientierung in der Zeit zu empfinden, nicht mehr über die Aktualität hinauszublicken und ihr damit ausgeliefert zu sein, ja, von

ihrer Hektik gejagt zu werden. Wird umgekehrt die Selbstgewissheit der Kontinuität zu groß, hemmt das allerdings die Beweglichkeit, die nötig ist, um auf neue Fragen der Gegenwart auch neue Antworten zu finden.

Zurück in Europa, betrachten wir mit Ehrfurcht eindrucksvolle Ruinen, die von unserer eigenen kulturellen Geschichte berichten. Auch das sind Reste einer materialisierten Energie aus früheren Zeiten. Sie freizulegen, haben archäologische Ausgrabungsstätten zu ihrem Anliegen gemacht, etwa in Paestum nahe Salerno, von Rom aus leicht mit der Bahn über Neapel zu erreichen. Zum Raum ist hier die Zeit geworden und liegt offenzutage wie ein aufgeschlagenes Buch. Der Raum erzählt von den Zeiten, die ihre Spuren in ihm hinterlassen haben. Mehrere Gründe sind denkbar dafür, dass wir uns in solchen Landschaften der Vergangenheit zuhause fühlen. Anders als die unentschiedene Gegenwart und die völlig ungewisse Zukunft bietet die Vergangenheit die Gewissheit einer abgeschlossenen Geschichte. Jedenfalls erscheint es so. Die Vergangenheit erweckt mehr Vertrauen als die Welt der Gegenwart, die in ihrer Unübersichtlichkeit befremdlich anmutet.

Misslich ist nur, die Geschichte nicht vollständig kennen zu können. Jede Zeit produziert weit mehr Dinge und Informationen, als in Museen und Geschichtsbüchern Platz finden können. Das Bedürfnis nach Übersichtlichkeit erfordert, all das überschaubarer und fassbarer zu machen. Die Geschichte beruht daher auf einer Reduktion, einem Weglassen all dessen, was sich für ihren Fortgang als irrelevant erwiesen hat oder auch einer bevorzugten Deutung im Weg steht. Um die Frage, was aussortiert werden soll, dreht sich von Zeit zu Zeit der Streit. Manche wollen eine gewohnte Sichtweise beibehalten, Andere eine andere durchsetzen, aus welchen Gründen auch immer. Unabhängig davon findet eine Reduktion von Geschichte ständig statt. Neues drängt sich tagtäglich vor. Wichtig wäre, sich ein Bewusstsein dafür zu bewahren, dass Geschichte immer mehr als das ist, was aktuell von ihr übrig ist.

Eine Ausgrabungsstätte wie Paestum überwältigt durch die Ehrfurcht erweckenden, anfassbaren, begehbaren Überbleibsel enormer Energien einer anderen Zeit. Die Stadt verlor bereits in vorchristlicher Zeit nach ihrer Eroberung durch die Lukaner, dann die Römer, an Bedeutung. Im Mittelalter versank sie im Sumpf und im Vergessen. Auch Orte haben ihre Lebenszeit, irgendwann zieht die Geschichte weiter und lässt sie achtlos zurück. Als im 18. Jahrhundert die Ruinenfelder wiederentdeckt wurden, nahmen Reisende wie Goethe und Seume sie umgehend auf ihren Italienreisen in Augenschein. Die südlichen Ruinen genossen immer schon große Wertschätzung in unserer nördlichen Kultur.

In den Ruinen entdecken wir einen Platz mit Säulenresten und einer großen rechteckigen Vertiefung. War es ein Schwimmbad? Eher ein Schwitzbad, die übliche Standardausstattung in römischen Bädern. Durch Öffnungen an der Stirnseite könnte der heiße Dampf eingeleitet worden sein. Das Schwimmbad muss laut Übersichtsplan woanders gelegen haben, aber ein viel größeres stand jederzeit vor den Stadtmauern offen. Das Landschaftsbild eines antiken Malers, das im Archäologischen Museum

neben der Ausgrabungsstätte zu bewundern ist, gibt wohl eine Szene am Meeresstrand wieder, der noch heute ein beliebtes sommerliches Ausflugsziel ist.

Von einem Sprungturm herab hechtet ein unbekleideter Mann beherzt ins graublaue Wasser, das zwei dürre Bäume säumen. Die Freskomalerei in einem gemalten Zierrahmen, ockerrot auf weißem Grund, wurde auf einer steinernen Grabplatte aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. in *Poseidonia* entdeckt, wie Paestum vor seiner römischen Eroberung hieß. Andere Innenwände des Grabes zeigen Männer, die ein Symposion feiern, einst ein fester Bestandteil der antiken Kultur. Vielleicht wollten Freunde, die sich von einem aus ihrer Mitte verabschieden mussten, ihm die schönsten Erinnerungen aus dem gemeinsamen Leben mit auf den Weg geben. Wahrscheinlich warf der Tod damals für sie Fragen auf: Wohin geht der, der stirbt? Wird er sehen, was alle Dinge beseelt? Gedanken dazu, wie sie sich heute noch nach einem Kirchgang beim Verweilen an den Gräbern einstellen, kann auch ein Museumsbesuch anregen.

* * *

Zum Autor:

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin. Neuere Bücher: *Von der Kraft der Berührung*, 2019, *Selbstfreundschaft*, 2018, (alle im Insel Verlag). www.lebenskunstphilosophie.de.
YouTube: Wilhelm Schmid – Philosophischer Spaziergang.